

Weber – Berufung und Anfänge FH Mainz

1971 dürfte es gewesen sein, möglicherweise auch früher, dass beide Webers uns baten, während ihrer Urlaubsreise nach Ibiza die Betreuung ihres Sohnes Carl-Constantin zu übernehmen und dazu in ihr Haus zu ziehen. Während ich tagsüber in der TU war, kümmerte sich Barbara liebevoll um ihn.

Im Sommer gab es im Lehrstuhl viel Arbeit. Endlich war das im Uhlenbusch liegende Gebäude der TU bezugsfertig. Alles was transportabel war, wurde in angemietete Lieferwagen und eigene PKWs gepackt und in den Wald am nördlichen Stadtrand gefahren. Die Struktur des Gebäudes bestand aus einer mehrere Stockwerke hohen Halle, die während des Krieges Thermo-Versuchen gedient hatte. Hier hinein gehängt wurden offene Emporen für die Ateliers der Assistenten mit darüber liegenden Räumen für Bibliothek und Seminare. Ein zwei Stockwerke hoher Raum war reserviert für den Chef Jürgen Weber. Er konnte hier wie von einer Leitstelle den untenliegenden Arbeitsraum der Studenten und die unterrichtenden Assistenten beobachten. Bei Bedarf konnte er über seiner Balustrade einen Vorhang schließen.

Hier im Atelier arbeitete ich noch im WS 1971/72 und baute den Golem, der über Leichen geht, in Gips. Danach ergab sich für mich eine neue Gelegenheit, die ich nur als glücklich bezeichnen kann. Schon im Sommer 1971 kam die Anfrage an den Lehrstuhl nach geeigneten Bewerbern für die gestalterische Grundlehre der Fachrichtung Architektur an der neu gegründeten Fachhochschule Rheinland-Pfalz in Mainz. Hierhin hatte ich eine Bewerbungsmappe geschickt, aber nichts mehr davon gehört. Einige Zeit später erhielt ich einen Anruf der Fachrichtung Innenarchitektur, in dem mir mitgeteilt wurde, dass dieses Fach nicht der Architektur, sondern der Innenarchitektur zugeteilt würde, und ich möge die Bewerbung dahin richten.

Im Januar 1972 wurde ich zu einer Probevorlesung eingeladen über das Thema die ‚Einfache Gestalt‘, das einen wichtigen Teil der Lehre Jürgen Webers aus der Wahrnehmungspsychologie ausmacht. Er hat sie parallel mit Rudolf Arnheim entwickelt, den er in New York kennengelernt hatte. Außer der Vorlesung mit zwei Dia-Projektoren, in der ich am Schluss eine Aufgabe stellte, gab ich am nächsten Vormittag einer Studentengruppe praktischen Unterricht. Daran wurde eine Fragestunde angehängt, wie ich mir zeichnerisch das räumlich-

konstruktive Naturstudium vorstelle. Hier konnte ich aber aus den eigenen Erfahrungen im Unterricht an der Kunstakademie schöpfen, so dass auch der kritische Kollege Humpert zufrieden war. Zuvor schon hatte sich Erich Heyne ganz unüblich lobend über meine Vorlesung geäußert. Als ich dann mit der Berufungskommission in ein Café ging, hatte ich das gute Gefühl, es könne etwas werden. Und es wurde etwas, ich erfuhr, dass ich auf Platz I der Bewerberliste stehe, das Verfahren liege im Ministerium.

Jürgen Weber hatte Beziehungen zu einem Meister in der Druckwerkstadt der Kunstakademie Braunschweig, obwohl das Verhältnis zwischen ihr und Webers Lehrstuhl getrübt war. Die Begründung war, dass Weber schon an der Akademie Stuttgart Emil Cimiotti und später bei dessen Berufung nach Braunschweig ihm öffentlich die bildhauerische Kompetenz abgesprochen hatte. Dessen ungeachtet erhielten wir – Weber und die Assistenten – dort Abendkurse in Litho und Radierung. Weber hatte noch keinen Führerschein und saß auf der Rückfahrt bei mir im VW. Im Plauderton erzählte ich, kürzlich habe mich Herr Habekost – Architekt in Braunschweig – besucht und wolle auch einmal mit mir etwas gestalten. Er hätte da ein Objekt für Kunst an einer Post im Oldenburgischen. Als Weber das hörte, ging er hoch und fing an zu schreien. Ich sei unverschämt und würde mich hinter seinem Rücken an einen seiner Auftraggeber machen. Ich solle am nächsten Tag zu ihm kommen, dann würde er mit mir auch über meine Bewerbung in Mainz sprechen. Als ich mit Barbara dort erschien, gab es wieder Gebrüll mit den gleichen Beschuldigungen, ich müsse ihm dankbar sein, dass er meine langen Krankheitspausen toleriert und mir nicht gekündigt habe. Frau Weber pflichtete ihrem Mann bei, gerade jetzt, da sie ihr Haus auf Ibiza finanzieren müssten, bräuchten sie jeden Auftrag. Es ging so weit, dass er mich geradezu erpresste. Ich solle Herrn Habekost absagen, sonst würde er mich erst, nachdem meine Berufung sicher sei, noch die drei Monate Kündigungsfrist abwarten, bis er mich gehen ließe. Barbara und ich hatten Tränen der Wut in den Augen, aber er hatte mich in der Hand. Unter den Bedingungen wollte ich so schnell wie möglich weg aus Braunschweig – aber es sollte noch bis Anfang Mai dauern. Herrn Habekost habe ich meine Absage damit begründet, dass ich Zeit für meinen Neubeginn in Mainz benötige.

Als Erstes schlug ich den Straßenatlas auf und betrachtete die Umgebung von Mainz. Rheinhessisches Hügelland stand da, alles unbewaldet und mittendrin

Alzey, das mir unbekannt war. Dann gingen Barbara und ich auf Erkundungsfahrten um Mainz herum, weil wir meinten, auf dem Lande würde man vielleicht eher eine finanzierbare Wohnung finden. In Heidenfahrt direkt am Rhein gelegen gab es damals noch eine Gastwirtschaft, in der wir Knoblauchwürste aßen, mit dem Ergebnis, dass wir auf der Heimfahrt, wenn immer wieder der spezielle Duft den Wagen erfüllte, uns vielsagend ansahen. Unter den Wohnungen, die wir zu Gesicht bekamen, war auch eine günstig zu mietende Schreinerei in Mainz, die aber, direkt an einer Straßenkreuzung in der Oberstadt gelegen, ohne Außenraum und ohne Lagerraum nicht infrage kam. Schließlich ließen wir uns auf das Provisorium ein, in Klein-Winternheim ein Zimmer bei Jakob Schreiber zu mieten, der seine Kuhställe zu Studentenwohnungen umgebaut hatte.

Von hier aus strukturierte ich meinen Vorlesungsbetrieb. Das heißt, ich hatte in der FH noch keinen eigenen Dienstraum, sondern ich teilte in einem Hörsaal den hinteren Teil ab, indem ich einen Tisch mit einem Dia-Schrank aufstellen ließ, hinter dem ich arbeiten konnte. In dem Hörsaal fanden auch meine Vorlesungen statt, in denen ich die Übungsaufgaben vorbereitete, sowie das Räumliche Zeichnen, welches im Sommer auch außerhalb stattfand. Für das Arbeiten in Ton hatte ich zunächst einen Raum im Keller unter der Aula zu Verfügung, in dem auch ingenieurmäßige Balkenverbindungen lagerten, die allerdings beim Einsumpfen des Tons Staub abbekamen, so dass sie bald ausgelagert wurden. Nach wenigen Jahren erst wurde dieser Raum zum Unterrichten hergerichtet, wurde geweißt und erhielt helleres Licht. Das Arbeiten in Ton war bis dahin in der FH nicht üblich gewesen, obwohl ein alter elektrischer Brennofen da war, den der Kollege Müller-Olm nutzte, für dessen Nachfolge ich eigentlich berufen war. Obwohl im Pensionsalter, konnte er noch einige Jahre bleiben und unterrichtete ausschließlich die Semester der Oberstufe. So war ich festgelegt auf den Grundlagenunterricht und konnte erst später plastische Wahlfächer und Aktzeichen geben. Da ich mich auf eine beamtete Hochschulstelle beworben hatte, musste ich zunächst zum Amtsarzt. Was mich dort wunderte und was ich noch heute als Wunder betrachte, ist, dass die Ärztin trotz der Aufzählung meiner Krankheiten nichts zu meiner Knochen-TBC sagte, die letzte Operation war vor reichlich einem Jahr gewesen. Dennoch gab sie dem Ministerium ihr O.K.

Unterdessen ging die Suche nach einem endgültigen Wohnort weiter. Ich fragte auch unseren Vermieter, ob er jemanden empfehlen könne, der uns helfen könnte. „Do frache Se am beste den Gongel in Nieder-Olm“. Im Telefonbuch nachgeschaut, keinen Gongel gefunden. Wie heißt der Mann? Gongkel ! Wieder nichts. Konkel! Nach ein paar Tagen fand ich im Nachrichtenblatt Immobilien-Kunkel. Er sagte uns, er habe da etwas. Also fuhr er an einem schönen Frühlingsvormittag vor uns her nach Saulheim, noch auf der alten B 40. Wer damals auf sich hielt, wohnte im nahen Umkreis von Mainz, das Äußerste war Nieder-Olm, aber Saulheim lag hinter den sieben Bergen. Wir landeten an einem Hof mit einem schadhaften Tor. Aber das Sonnenlicht fiel über das Scheunendach mit dem abgeschleppten Dach so in den Hof, dass er uns anmutig vorkam, und der Scheunenraum schien als Atelier geeignet.

Hauskauf – Abbruch – Neubau

Wir hatten nie damit gerechnet, einmal ein Haus zu kaufen, und hatten zuvor nur einen kleinen Bausparvertrag abgeschlossen, der nun für den Kauf auf 50.000 DM vorfinanziert werden musste. Andererseits war die Gelegenheit günstig, weil die Straße für die Kanalisierung geöffnet war und wir ein Starkstrom-Kabel legen lassen mussten, um später einen Brennofen anschließen zu können. Obwohl das Wohnhaus marode war, haben wir sehr schnell den Kaufvertrag abgeschlossen, weil uns das künftige Atelier in der Scheune wichtig war. Das Grundstück hatte, außer einem Streifen von einem Meter hinter der Scheune, keinen Garten.

Das Wohnhaus mit einem Mauersockel aus Feldsteinen und einem stark verputzten Fachwerk darauf war total nass, weil ein Regenfallrohr, dort wo es auf den Mauersockel traf, gebrochen war und die ganze Regenmenge im Innern an der Wohnzimmerdecke entlang gelaufen war. Das Haus musste entkernt werden. Um keine Zeit zu verlieren, durften wir, noch ehe die Formalitäten des Kaufs abgeschlossen waren, im Haus tätig werden. Der Starkstromanschluss würde im Zentrum des Hauses liegen, von dort musste ich einen Kabelkanal Richtung Hof ziehen. Dabei fiel mir auf, dass der lang gestreckte Raum unter der Zwischenwand hohl war und in ihm nur ein schwärzliches Pulver lag. Es stellte sich heraus, dass dies der Rest des weg gefaulten Fußbalkens war. Auch der untere Teil des Pfostens, über den der lange Unterzug durch das Haus lief, war abgefault, so dass es nicht wunderte, weshalb der Balken schon so durchgebogen war, dass ich den Kopf einziehen musste. Der Fußboden im Obergeschoss hatte ein Gefälle von zehn Zentimetern. Man hatte beim Bauen auf der einen Seite wohl keine Mauerlatte für den Mauersockel zur Verfügung. In der unteren Wohnstube hatten die an der Oberfläche gebohrten Fußbodendielen Nägel, die unten in der Luft hingen, weil darunter auch alles weggefault war. Nach ca. fünf bis zehn Zentimetern Asche als Isolierung erschien der Acker. Als wir so richtig dabei waren, die Innereien des Hauses heraus zu reißen, meldete sich ein älterer Bauer, der auch ein Hofgrundstück für 50000 DM anbot mit 1300 Quadratmetern Grundstücksgröße. Darauf konnten wir aber nicht eingehen. Wir hatten unser Objekt schon zu sehr verändert.

Um das Haus zu entkernen und trocken zu legen, mussten das Dach und das Obergeschoss abgerissen werden wie auch die Innenwände des Erdgeschosses.

Für diese baulichen Veränderungen musste ich beim Bauamt einen Plan einreichen, den ich selbst zeichnete. Beim Abbruch halfen uns zwei Kroaten von der Straßenbaufirma, und für die ordnungsgemäße Durchführung zeichnete deren Bauingenieur, Herr Langer. Aber dann kam es, wie es bei einem so maroden Haus kommen musste. Wir hatten unter großer Staubentwicklung bei den Dachziegeln angefangen, das Haus von oben Schicht für Schicht abgetragen. Als wir die Balken der Erdgeschossdecke abnahmen, kippte die Seitenwand zur Einfahrt hin nach außen ab, und ebenfalls stürzte ein Mauersockel an einem Fensterpaar ein. Als Herr Langer das sah, meinte er, das alles müsse er mit der Raupe aufnehmen, wegfahren und wir müssten von Grund auf neu beginnen. Bis dahin hatte unser Nachbar Messinger uns seinen Traktor-Anhänger neben das Haus gestellt, den Schutt aufgenommen, und auf einen öffentlichen Müllplatz gebracht. Die Balken – soweit sie noch gut waren – haben wir aufgehoben.

Nun aber kam Herr Langer und nahm all den Bauschutt mit seiner Baggerschaufel auf und fuhr alles mit einem Baulastwagen weg. Ich musste nun die Gebäudeplanung neu zeichnen und einen neuen Bauantrag stellen. Nachdem im alten Haus alle Wände entsprechend der Hofeinfahrt schräg verliefen, konnte ich nun einen rechten Winkel einbauen und den Schrägverlauf nur an der Seite zum Nachbarn Rump beibehalten. Beide Häuser hatten zusammen einen Sockel, und jeweils ihr Fachwerk war darauf errichtet. Zu meiner Überraschung ergab eine spätere Vermessung, dass der ganze Sockel zum Nachbargrundstück gehörte und damit unser Obergeschoss um die Mauerbreite auf Nachbargelände steht.

Beim Abbruch des alten Hauses war der Anbau der Sommerküche mit ihrer Eingangsöffnung vom Hof aus stehen geblieben, zum Halt an der Ecke nur mit einen schmalen Pfeiler versehen, so dass wir den Rest abstützen mussten. In den Fußboden der Küche eingelassen war eine Grube mit der Wasseruhr, die wir in den Hof verlegen mussten. Die Außenmauern der Küche waren um 1920 errichtet worden und zwar so, dass als Mörtel fast nur Sand und Kalk verwendet worden waren mit dem Ergebnis, dass beim Anbringen einer Horizontalisolierung Ziegelsteine fortwährend herabfielen. Das kleine Satteldach über dem Anbau, zu dem wir mit der Leiter aufsteigen mussten, haben Barbara und ich in der Zwischenzeit repariert. Wir wurden dabei von den Nachbarn beobachtet, was zur positiven Bewertung der neuen Mitbürger führte.

Der Neubau des Hauses konnte starten, sobald der Bauantrag genehmigt war. So oft es die Arbeit an der Fachhochschule erlaubte, fuhren wir nach Saulheim ‚bauen‘. Es war inzwischen September geworden, so dass wir dankbar waren, dass die Nachbarn Messinger uns abends zum Aufwärmen mit Glühwein einluden, nachdem wir uns auf der Baustelle müde gearbeitet hatten. Drei Kroaten der Tiefbaufirma, von denen einer gelernter Maurer war, errichteten uns unter meiner Mithilfe den Rohbau, wobei der Maurer die Ecken anlegte. An der Straßenseite musste ein Torpfeiler aufgebaut werden, weil das baufällige Hoftor durch das weniger breite von der Scheune ersetzt werden musste. Im Innern legte der Zimmermeister Lutz, wenn es die Bauabschnitte verlangten, das Deckengebälk. Weil ich einmal den Plan aus Klein-Winternheim nicht mitgebracht hatte, unterlief mir bei der Position des Wechsels ein gravierender Irrtum, der sich später beim Herstellen der Treppe zeigen sollte.

Es ging jetzt zunächst darum, auf dem Rohbau das Dachgebälk aufzuschlagen. Dessen Dimension berechnete unser Freund, der Bauingenieur Karl Johannsen, den ich aus der Assistentenzeit in Braunschweig kannte und der in Mainz im Ingenieurbüro seines Professors arbeitete. Ein Freund von Karl machte unentgeltlich die statische Prüfung.

Bis der Dachdecker erschien, vergingen noch Wochen, so dass im November bei den ersten Flocken die letzten Platten gelegt wurden. Wir hatten uns für das damals noch unbedenkliche Eternit im Format ‚Berliner Welle‘ entschieden, weil wir im Dachraum Lichtöffnungen aus dem dazu passenden Well-Plexiglas anbringen wollen. Jahre später, als die Gefahr der Krebserzeugung bekannt wurde, tauschten wir den Eternit in Biberschwanz-Ziegel und Dachflächenfenster statt des Plexiglases ein. Da wir das Fachwerk nicht erhalten können, wollte ich wenigstens in Erinnerung an die Holzverkleidungen der Häuser der Lausitz, aus der ich stamme, auch eine außen am Obergeschoss anbringen.

Als nun das Haus von oben her dicht war, konnten wir an den Innenausbau denken. Um zwischen den Balken eine Lärmdämmung aus Styropor anzubringen, mussten wir eine Zwischenlage Bretter nageln. Eine Schlacke-Schüttung wäre – wie ich zu spät merkte – besser gewesen. Wir hatten Schalbretter vom Bau der neu errichteten Kläranlage bekommen, die wir mittels einer Tischkreissäge auf die nötige Länge schnitten und die Barbara zur

Imprägnierung in eine Salzlauge tauchte, und das alles bei Minustemperaturen. Bei Temperaturen über Null konnte ich die Zwischenwände mauern. Zu dem Zweck hatten uns die Nachbarn Kröhle eine kleine Mörtel-Mischmaschine geliehen, von der ich den Mörtel in einer Schubkarre ins Innere des Hauses fuhr, Barbara ihn in Eimer füllte, die ich dann mit einer Rolle hochzog, genauso eine Weinkiste mit jeweils sechs Kalksandsteinen. So entstand bis ins Dachgeschoss auch die Wand, die als Treppenaugle dienen sollte. Ganz überflüssig hatte ich die Wand zwischen Treppenhaus und Wohnbereich zunächst hochgezogen, bis ich auf die Idee kam, eine Öffnung hinein zu schlagen, in der sich jetzt Regalplatten aus Glas befinden.

Beim Ausbau mit Holz half mir ‚Schäfers Fritz‘, zunächst im Wohnzimmer beim Legen der Spanplatten auf die Balken als Fußboden im Wohnbereich. Es waren Nut- und Federplatten, die an einer Stelle irrtümlich verkehrt herum gelegt wurden, so dass Fritz eine lose einzufügende Feder zurechtschneiden musste. Die allerdings knarrte seitdem beim darüber Gehen. Und noch ein Fehler zeigte sich. Der Zimmermann hatte mir empfohlen Styropor als Dämmung zwischen die Balken und die Platten zu legen. Er muss aber ein Styrodur gemeint haben, das ich noch nicht kannte, das aber trittfest gewesen wäre, die Stoßfugen wären dann unbeweglich gewesen, was vorteilhafter gewesen wäre.

Schäfers Fritz hatte hochgradig Diabetes, aber trank beim Arbeiten gern den trockenen Scheu von Karl Heinz Messinger. „Herr Linke, Sie sind grad so a Kerl wie ich“ war ein hohes Lob aus seinem Munde. Das galt besonders, als es an den Ausbau der Treppe ging. Ich hatte sie zweiläufig mit einem Zwischenpodest geplant. Danach wäre der untere Teil der Treppe genau so lang gewesen wie der obere. Dadurch, dass ich dem Zimmermann die falsche Stelle für den Wechsel gezeigt hatte, hätte die Kopfhöhe nicht mehr ausgereicht. Da nun der Antritt viel kürzer werden musste, war ein neues Konzept erforderlich. Die Stufen musste ich um 180° wenden. Ich hatte vor, die einzelnen Stufen auf Stahlwinkeln an beiden Seiten in die Wände einzudübeln. Sowohl die Winkel wie auch die Stufen mussten in der Wendelung schräg angeschnitten und angepasst werden. Jeder Stahlwinkel musste in der Schmiede von Georg Studt passend ausgeschnitten werden, jede Stufe bekam eine Schablone für den Zuschnitt in Schäfers Werkstatt. Nachbarn und ‚Fachleute‘, die das Durcheinander in der Werkstatt

sahen, meinten, das würde niemals etwas geben. Sie haben sich glücklicherweise geirrt.

Die Wände waren inzwischen verputzt, und nachdem die Treppe eingebaut und die Leiter, auf der wir bis dahin unser Schlafzimmer erreicht hatten, durch die Treppe ersetzt worden war, konnten die Fußböden gemacht werden, unten PVC und oben Spannteppiche. So konnten wir auch zum ersten Mal im Frühjahr 1973 Besucher empfangen. Die Kollegen Heinrich Riemenschneider, als Vorsitzender des Fachbereichs Innenarchitektur, und Erich Heyne, der später unser Freund wurde. Barbara und ich begrüßten die beiden auf dem frisch gelegten grünen Spannteppich. Riemenschneider hielt – während er uns die Hand gab – die andere hinter dem Rücken. Und als er sie hervor holte, saß darin ein kleines Katzenbaby – schwarz mit weißer Blesse und weißen Pfoten. Die erste Tat des kleinen Katers war, auf den Teppich zu pissen. Den Namen haben wir übernommen von Mujibur Rahman, dem Staatsgründer von Bangladesh, der bei einem Putsch ermordet wurde.

Mujibur – Katzen

Katzen haben wir seitdem immer gehabt bis zu Barbaras Krankheit. Mit unseren Lieblingen haben wir im Lauf der Zeit einiges erlebt. Mujibur war noch nicht erwachsen, da trug ihn unsere Nachbarin Marita Rump auf dem Arm in den Hof, und er brachte tief tönende Klagelaute hervor. Er war vermutlich angefahren worden, hatte jedenfalls das linke Hinterbein gebrochen. Wir brachten ihn sofort nach Mainz zum Tierarzt, der ihm einen Gipsverband anlegte. Das missfiel ihm so sehr, dass er nachts das Bein unter eine Kommode schob und den Verband abstreifte. Also mussten wir wieder zum Tierarzt, der das Bein diesmal mit einer Metallschiene streckte und verschraubte, wobei die Schrauben äußerlich sichtbar blieben. Das gestreckte Bein hinderte ihn sehr am Laufen, aber er musste sich für eine Zeit daran gewöhnen. Am Tag dieser Operation bekamen wir auch Besuch von unserem Buchhändlerfreund Hubschi aus Stuttgart, mit dem wir einen Ausflug in die Umgebung unternahmen. Wir hatten alle Vorkehrungen getroffen, dass der Kater nicht aus dem Hof fliehen konnte. Aber als wir wieder zurück kamen, war er verschwunden. Nach langem Suchen blieb eine Möglichkeit übrig. Wir fanden ihn unten in dem Spalt, dem Reul, zwischen unserem und dem Nachbarhaus, der historisch für Lüftungszwecke bereit gehalten wurde. Der Kater muss die Höhe des Heizraums überwunden haben, um dann in den engen Spalt tief hinunter gesprungen sein. Wie sollte man ihn von dort heraus holen. Ich versuchte es mit einem Karton, in den ich einen gebratenen Hühnerschenkel legte, den ich mit einem Seil hoch kippen wollte. Aber das funktionierte nicht, weil der Kater nur mit dem Vorderteil herein griff. Erfolgreich war dann schließlich eine Hühnerleiter, die ihm den Aufstieg ermöglichte. Die baute ich so, dass die Sprossen seitlich überstanden und er dazwischen durchlaufen konnte. Als er nach Wochen wieder richtig gehen konnte, machte er wenige Wochen vor Sebastians Geburt mit uns einen Abendspaziergang. Schon deshalb war er Barbara besonders ans Herz gewachsen. Inzwischen hatten wir ihn kastrieren lassen, denn es hatte sich bei uns eine weibliche Katze eingeschlichen. Die war aber fremd gegangen und brachte uns zwei schwarze Kätzchen. Als wir 1976 aus Italien zurück kamen, war Mujibur verschwunden und kam nicht wieder. Barbara vermutete, er sei im Feld erschossen worden.

Einen von den kleinen schwarzen Katern – Fuzzi – haben wir behalten, aber er war immer etwas kränklich. Dennoch war er für zwei Wochen plötzlich verschwunden und wurde mitten in Wörrstadt etwas abgemagert in einer Scheune gefunden. Sowohl er wie auch seine schwarz-weiß gescheckte Mutter Mieze sind nicht sehr alt geworden. Danach bot uns die Raumausstattungsfirma Krämer in Wörrstadt den Abkömmling einer grau getigerten Katze an, die mit Namen Felix in dem Laden ihre Wildheit ausleben durfte, indem sie an Tapeten und Vorhängen hoch kletterte. Von ähnlichem Ungestüm war ihr Sohn Alex. Er war schon kastriert, weil er immer seinen Drüsensaft an die Plastikfolien der Skulpturen gespritzt hatte. Stattdessen machte er es jetzt mit Urin. Als ich eines Tages ahnte, dass er dies wieder vor hatte, nahm ich ihn mit drohender Stimme auf den Arm. In dem Augenblick drehte er sich herum und versetzte mir mit seinen Krallen rechts und links einen Hieb auf die Backen. Ähnliches versuchte er an Barbaras Beinen aus Rache, wenn wir nach Wochen aus Italien zurück kamen. Nach dreizehn Jahren mussten wir ihn wegen eines Krebsleidens einschläfern lassen.

Die Katze danach ist uns zugelaufen. Wir waren soeben von unserem Italienurlaub zurück gekommen, als wir um Mitternacht noch in der Küche bei einem Glas Wein saßen. Da erschien plötzlich ein großer Kater und setzte sich außen auf die Fensterbank. Den haben wir sofort adoptiert. Er hatte einer Studentin von uns gehört, die, als sie von Saulheim wegzog, ihn an den ursprünglichen Hof zurück gegeben hatte. Er hatte ein wunderbares rotgetigertes Fell und weiße Pfoten und hieß Tizian. Er war meine Lieblingskatze. Wenn er am Boden neben mir saß und ich ihn zustimmend ansah, sprang er mir auf den Schoß. Er hatte nur eine Schwäche. Unser Nachbar Messinger hatte einen kleinen Hund, genannt Willy. Der kläffte immer unter dem Tor heraus und fühlte sich eingesperrt. Dann ging Tizian über die Straße und stolzierte vor dem Tor auf und ab. Wir nannten das ‚Willy ärgern‘. Aber das war sein Verhängnis. Ich war gerade in Flonheim angekommen, als Barbara anrief „Der Tizian ist tot“. Sofort fuhr ich zurück und sah das schöne Tier mit blutigem Kopf da liegen. Unter Tränen packte ich ihn in einen Karton und bestattete ihn in Flonheim.

Danach hat Barbara zwei Katzen – angeblich Geschwister, die aber gegensätzlicher kaum sein konnten – aus dem Mainzer Tierheim geholt. Die eine, größere, mit Namen Sina, hatte ein schönes Schildpatt-Fell. Sie war dominant

und unterdrückte die kleinere grau getigerte Lucy. Die Sina lebte länger und wurde schließlich bedrängt von einem fremden weißen, bereits kastrierten Kater, der immer ihr Futter weg fraß und dem wir darum sein Fressen außen vor das Tor stellten. Als Sina gestorben war, wurde er unser Hauskater mit seinem blütenweißen Fell. Als auch er nicht mehr da war, entschied Barbara, keine Katze mehr zu wollen, weil sie fürchtete, sie könne uns überleben.

Nach dem Besuch der beiden Kollegen Heyne und Riemenschneider in der damals soeben fertig gewordenen Wohnung war die nächste Maßnahme die Einrichtung des Hofes und der Scheune. Nachdem das alte Hopfpflaster aus Melaphyr schadhaft und durch das Hin- und Herwerfen zerbrochen war, musste der Hof neu gepflastert werden. Bei der Straßensanierung waren Seitenstreifen aus Blaubasalt-Pflaster stehen geblieben, die sich anboten. Als ein Bagger anrückte, sie aufzuheben und Bauschutt daraus zu machen, ging ich hin und hob die Steine einzeln auf und warf sie auf einen großen Traktor-Anhänger. Sie hatten Kleinformat und reichten als Hopfpflaster, während die Einfahrt vor der Garage Großpflaster erhielt. Die Scheune hatte ein abgeschlepptes Dach, dessen Seiten weit in den Hof ragten. Auf jener, der Hofeinfahrt gegenüber liegenden Seite war ein Vorbau mit Stallungen für ein Pferd und Schweine und dahinter an der Scheune eine Tür zu dem dahinter liegenden Kuhstall. Davor die Mistgrube mit Plumpsklo. Beide Räume unter den seitlichen Dächern waren vollgestopft mit Wingertsknorzen – einst zum Heizen gedacht – jetzt aber von Ungeziefer zerfressen. Als wir sie ausräumten und zwei große Traktor-Anhänger vom Nachbarn Jakob Thörle voll davon auf den bereits bekannten Müllplatz in der Pertel fuhren, konnte man sehen, dass auch Teile des Scheunengebälks befallen waren und ausgetauscht werden mussten. Dort wo der Vorbau der Stallungen gewesen war, würde nun die Garage sein und darüber eine Terrasse mit Zugang zu den oberen Scheunenräumen. Das Grundstück ist klein und hat hinter der Scheune noch einen Streifen Terrain von 80 bis 100 cm, wo die Vorgänger ihre ‚Hinkel‘ hatten. Der daran sich anschließende Garten war verwahrlost, und die Besitzerin, eine Bäuerin, erlaubte uns, ihn mit der Nachbarfamilie Rump zu nutzen. Wir säten Gras ein, und Rumps stellten ein kleines Wasserbecken auf, in dem später Sebastian mit Rumps Mädchen Schwimmübungen machte. In dem schönen rings umbauten Garten haben wir hier ein paar Jahre lustige Kindergeburtstage gefeiert.

Auftrag Berk – Brennofen – Atelier gemeinsam – Hofpflaster

Da das Scheunentor inzwischen als Hoftor diente, gähnte an der Scheune eine große Öffnung. Dennoch konnten wir den Raum schon als Atelier nutzen. Ich hatte über den Kollegen Erich Heyne den Auftrag erhalten, für die kleine Wallfahrtskirche in Berk/Eifel eine Wandgestaltung mit den vierzehn Nothelfern und eine Altarverkleidung anzufertigen. Für die Heiligen wählte ich eine Folge der vierzehn Figuren wie einen Pilgerweg, der sich S-förmig von unten nach oben bewegte. Um sie in Ton zu fertigen, musste ich zuerst eine Bretterwand errichten, an der ich Holzkreuze, die so genannten ‚Heringe‘ befestigte, um die einzelnen Figuren in einen kompositorischen Zusammenhang zu bringen. Sie wurden voll modelliert, in Stücken abgeformt und mit Ton ausgelegt. Dabei hat Barbara geholfen, und sie wurden auch von ihr nach dem Brand glasiert. Karl Heinz Messinger hat die fertigen Skulpturen mit seinem ‚Transit‘ nach Berk gefahren und bei der Montage geholfen.

Um die Stücke zu brennen, kauften wir bei Naber einen großen Brennofen, der in den vorbereiteten ehemaligen Kuhstall gebracht werden musste. Um den abzuladen, kam ein wohlbeleibter Herr Blum mit dem Gabelstapler der Raiffeisen-Genossenschaft, der – ohne den Ofen fest zu gurten – in abenteuerlicher Fahrt über die Buckellandschaft des noch ungepflasterten Hofes bis in die Scheune fuhr. Dort rollten wir das tonnenschwere Gerät auf Rundhölzern zu seinem Standort im ehemaligen Kuhstall, der nun Brennraum war. Dabei brach der auf Styropor schwimmende Estrich, dessen Risse bis jetzt geblieben sind. Bald danach kauften wir noch einen kleineren Brennofen für Glasuren von Barbaras Produkten, die sie im Nebenraum des Brennraums vor dem Fenster drehte.

Wir hatten aus Braunschweig die damals von uns instand gesetzte hölzerne Fußdrehzscheibe her transportieren lassen, die wir erst später durch eine elektrische ersetzten. Barbara drehte sehr schöne Kannen, Schüsseln, Schalen, Teller, Tassen, Platten, Vasen und vieles mehr und experimentierte mit Glasuren. Es war eine gestalterisch sehr befriedigende Zeit, in der wir beide nebeneinander wirkten und uns ergänzten. Ich selbst erlernte nie die Technik des Drehens, die Barbaras Alleinstellungsmerkmal bleiben sollte. Dann näherte sich die Zeit ihrer Schwangerschaft, diesmal ohne die Gefahr von Komplikationen. Ich erinnere

mich an einen warmen Sommerabend, als wir im Dämmerlicht durch reife Getreidefelder spazierten und unser Kater ‚Mujibur‘ uns wie ein Hund begleitete.

Sebastian – Wettbewerb KuMi – Lampen/Kirche – Taufe – Bläserkreis

Am 8. August schließlich kam Sebastian zur Welt. Das war für mich ein Augenblick höchsten Glücksgefühls, in dem ich am liebsten Sonne, Mond und Sterne in Bewegung gesetzt hätte. Am selben Abend konnte ich ihn in der Klinik anschauen. Obwohl er ja, wie üblich bei Neugeborenen, noch nicht sehen konnte, hatte er die Augen offen, so dass ich in meiner Euphorie meinte, er blicke mich verständig an. Der Zeitpunkt der Geburt fiel in die Zeit, in der ich an einem Wettbewerb zur Ausgestaltung des neu errichteten Kultusministeriums in Mainz teilnahm. Zu jeweils einer der zehn Etagen sollte ein Gestaltungsvorschlag gemacht werden. In meiner Begeisterung über die Geburt machte ich einen Entwurf für drei Reliefs mit einer landschaftlichen Thematik, die ich ‚Baumtrilogie‘ nannte. Sonnenbaum, Mondschattengewächs und Wolke mit wandernder Hand, deren Ursprung meine auf Fingern balancierte Wolke war.

Mein Entwurf war erfolgreich, und ich begann mit der Ausführung. Dabei konnte ich auf die Erfahrung mit den Vierzehn Nothelfern zurück greifen. Es war wieder ein kompliziertes und mühsames Verfahren. Die einzeln modellierten, stark plastischen Teile mussten in Stücken abgeformt werden und erhielten eine sie zusammenfassende Gipsschale. Beim Auslegen mit Ton half auch hier Barbara und bei der Montage im Ministerium Karl Heinz Messinger. Leider wurde das Ensemble nach Jahren auseinander gerissen, weil die Etagen umgebaut wurden und die Wände mit den Reliefs verschwanden. Wo die vielen Bestandteile der Reliefs geblieben sind, konnte ich nach Jahren nicht erfahren. Lediglich die Wolke mit wandernder Hand fand einen Platz im Wirtschaftsministerium.

Im Herbst 1974 wurde Sebastian zusammen mit Caroline, Tochter des Pfarrer-Ehepaares Stadler, in der ev. Kirche von Nieder-Saulheim getauft. Meine Mutter Liesbeth war darüber sehr glücklich und kam mit meinen Geschwistern angereist. Es war die Zeit der Weinlese und des ‚Bremers‘, des frisch vergorenen Weins. Mutter, die durch ihre Vorfahren gelernt hatte, wie verderblich der Genuss des Alkohols sein konnte, war immer wieder ängstlich, auch nur einen Schluck Wein zu trinken, um nicht abhängig zu werden. Wie wir so um den Tisch herum saßen und Bremser tranken, sprach Mutter dem Getränk tüchtig zu und wurde immer lustiger, ohne zu merken, dass der ‚Teufel Alkohol‘ der Grund dafür war.

Mit Stadlers entwickelte sich eine Freundschaft. Gerlinde, promovierte Theologin, blies schon damals hervorragend Oboe und Dieter bewirkte mit seinen Predigten meine nun wieder stärkere Hinwendung zur Kirche. Er motivierte mich schließlich, einen Bläserkreis zu gründen. Anlass war ein Auftritt des ‚Siebenbürger Blasmusik-Vereins‘ mit seiner Dickebacken-Musik, von der wir meinten, dass sie nicht in die Kirche passe. Also schickte er mir 1978 ein paar frisch Konfirmierte, denen ich versuchte die ersten Töne beizubringen. Ein Jahr später waren wir so weit, mit einem Quartett in der Kirche Choräle zu begleiten. Bei Choralsätzen von Johann Sebastian Bach blies Gerlinde mit ihrer Oboe die Oberstimme dazu.

Nach Barbaras Mitwirkung bei meinen großen Reliefaufträgen ergab sich ein weiteres Beispiel unserer Zusammenarbeit. Rein zufällig erfuhr ich von einem Beschluss des Kirchenvorstands, der meinen inneren Widerstand weckte. Es sollten Zylinderlampen in den neogotischen Raum gehängt werden, der geprägt ist von zwei mehrarmigen Lüstern, die wichtig für den Raum sind, weil sie ihn zentrieren. Grund sie verschwinden zu lassen, war das unzureichende Licht, das schwache elektrische Kerzen nach oben abstrahlten. Wenn ich schon an dem Vorstandsbeschluss Kritik übte, musste ich auf Verbesserung sinnen. Also machte ich mich daran, drei Prototypen für Lampenaufsätze zu entwickeln, von denen das Gremium sich für einen entschied. Alle Teile musste ich so bauen, dass von ihnen eine Gipsform gemacht werden konnte, mit Hilfe derer die Elemente in Serie herstellbar waren und mit Tonschlicker zusammen gefügt werden konnten. Es waren jeweils drei kleine, zentrisch aufgestellte Wände, die eine horizontale Blende und ein gewölbtes Dach trugen und unten eine ringförmige Basis hatten, die in die vorhandenen Körbchen auf den rankenförmigen Endungen der Lüster passten. Nach dem ersten Brand hat Barbara alle weiß glasiert, die dadurch reflektieren und das Licht nach unten abgeben. Zehn von ihnen sitzen auf dem größeren, sechs auf dem kleineren Lüster. Verschiedene dienen als Wandleuchten. Außerdem hat Barbara schalenartige Lampenschirme für die Emporen der Seitenschiffe gedreht. Als ich kürzlich bei Barbaras Trauerfeier davon sprach, waren viele Besucher überrascht, von ihrer Mitwirkung bei den Lampen vor 45 Jahren zu hören.

Erste Terrakotten und Ankäufe – Südl. Weinstr.– Bremen– Cremona

Meine eigene künstlerische Arbeit konnte erst wieder beginnen, nachdem 1974 die Bautätigkeit zu Ende war. Die erwähnten, auf die Gebäude – Kirche in Berk und Ministerium – bezogenen Arbeiten waren in herkömmlicher Weise massiv modelliert und in Gipsformen mit Ton ausgelegt worden. Die beiden vorhandenen keramischen Brennöfen inspirierten mich danach bei freien Arbeiten, mit dem direkten Hohlaufbau die Mühsal des Gips-Abgusses einzusparen, allerdings damit auch die Möglichkeit des Scheiterns einzukalkulieren. Und das geschah gleich beim ersten Mal. Noch in Braunschweig, als meine Thematik die Dreierbeziehung Johannes-Salomé-Herodes war, hatte ich eine kleine Skizze mit ‚König und Dame‘, bestehend aus der tanzenden Salomé und der Büste eines Herrschers mit aufgestelltem Arm auf einem kleinen Schachbrett gebaut. Die benützte ich nun als Modell für eine größere Version.

Beim Aufbau der Tanzenden merkte ich, wie leicht sich die dünne Wand öffnen ließ und sich die Verbindung des Außenraums nach innen herstellen ließ und die Figur dadurch eine größere Leichtigkeit erhielt. Aber die Freude über die Entdeckung währte nur kurz, denn der Aufbau brach zusammen. Das entmutigte mich nicht, sondern ich begann erneut und baute Stützen ein. Auf diese Weise entstanden eine Reihe dünnschaliger mittelgroßer Arbeiten, von denen mir der ‚Ausbrechende‘ die wichtigste ist. Sein fliegender Schritt durch die Wand wird zugleich von ihr getragen. Die Wand wird mit der Figur verflochten, und beides – Wand und Figur zusammen – bilden eine Einheit. Eine Reihe dieser Terrakotten stellte ich zum ersten Mal als Gast bei der Pfälzischen Sezession in der Pfalzgalerie in Kaiserslautern aus. Die ‚Figur vor der Wand‘ aus dieser Reihe kaufte der damalige Direktor Wilhelm Weber für die Pfalzgalerie an.

In den siebziger Jahren begann die Zeit der Ausstellungen, von denen die wichtigsten die beiden in der Galerie K in Darmstadt, die beiden in der Galerie Walramstraße in Wiesbaden, die in der Städtischen Galerie Mainz, in der Galerie Rehberg, in der Galerie Zöllner in Bremen und in der Galerie Kreuzweg Neun in Braunschweig waren. Dazu kamen Ausstellungsbeteiligungen, etwa die in der Orangerie in Hannover-Herrenhausen, durch die ich Georg und Susanne Wimmelmann kennenlernte, von denen später noch die Rede sein wird. Wichtig war auch die Ausstellung ‚Die menschliche Gestalt‘ in der Kunsthalle Darmstadt

mit Grzimek, Hess, Höpfner und Brockhaus und die der Darmstädter Sezession, in der ich seit 1974 Mitglied war. Hier zeigte ich zum ersten Mal ‚König und Dame‘ im Ziegelhüttengelände.

In den Anfängen war ich es gewohnt, mir die Aufbau-Masse selbst herzustellen. Das bedeutete, zwei Säcke Ton-Mehl und einen Sack Schamotte eventuell Oxyde oder Mangan-Ton trocken durchzumischen. Das machte ich auf Spanplatten mit dem Rühr-Arm bis zur Schulter im Ton-Mehl liegend. Diese Mischung schaufelte ich in eine Bütt mit Wasser, und der entstandene Brei musste zum Trocknen ausgelegt werden. Wie ich dann aber feststellte, gab es fertig angerichteten Ton in Zehnkiloblöcken zu kaufen, und die Firma war bereit, den Ton auch farbig zu verändern. Trotz meines Materials bin ich nicht Keramiker sondern Bildhauer. Den Hauptunterschied sehe ich darin, dass der Keramik etwas Schmückendes und Elegantes innewohnt, in der Skulptur das Ringen um die Form, eventuell unter Verzicht auf sogenannte Werktreue. Keramiken sind schön und eher L'art pour l'art, Skulpturen nehmen eher inhaltlich Stellung. Es kann sein, dass der Bildhauer gebrannte Teile zersägt und neu zusammen klebt oder noch im Trockenzustand daran herum hackt, um die Form stimmig zu machen, was vermutlich ein Keramiker nicht übers Herz bringen würde. Wie wenig ich Keramiker bin, merke ich jetzt daran, dass ich vergessen habe, meine Beteiligungen an den Ausstellungen zum Westerwaldpreis in Höhr-Grenzhausen 1978 und 79 in meinem Katalogwerk zu erwähnen. 1978 hatte ich erst mein lebensgroßes Werk ‚Die Liquidierung‘ eingereicht, das mit den drei menschlichen Figuren an der Schwelle des Todes mit inhaltlicher Tiefe und Ernsthaftigkeit keramische Kunststücke überragt. Aber wohl deshalb hatte sie zur Verwunderung mancher Teilnehmer von der Jury der Keramiker keinen Preis bekommen. Allerdings erhielt ich ein Jahr später einen zweiten Preis auf das weniger bedeutende Stillleben ‚Hommage à Morandi‘.

Im Jahr 1978 erhielt ich den Kunstpreis ‚Südliche Weinstraße‘ für die ‚Trinker in drei Zuständen‘ und gewann anschließend zum ersten Mal einen Wettbewerb für Kunst im öffentlichen Raum. Für den zentralen Platz im dörflichen Stadtteil Bremen-Arbergen bot ich den Entwurf für eine Gruppe an ‚Der Krug geht zum Brunnen bis er bricht‘, bestehend aus vier Figuren, einer Frau, die ihn auf dem Kopf trägt, eine, die ihn seitlich hält im Gespräch mit einem Partner, und eine, die sich über das gebrochene Gefäß beugt. Die Gruppe wurde lebensgroß und in

vielen Teilen gebrannt. Waldemar Otto hatte mir die Gießerei Bocacci in Cremona genannt, weil die Gusspreise in Italien generell billiger waren. Das Problem war nur der Transport. Für die vielen Einzelstücke mietete ich einen hinreichend großen Lieferwagen, VW LT28. Für die Einfuhr nach Italien brauchte ich Grenzpapiere, die mir Schenker ausstellte. Für die ‚Comissione delle belle Arti‘ musste ich einen Wert angeben und zahlen, den ich bei der Wieder-Ausfuhr zurück bekommen sollte.

So machte ich mich an einem Morgen auf den Weg nach Süden und wählte den kleinen Grenzübergang zur Schweiz in Rheinfeldern. Der Grenzer fragte ‚Wie viel Plaie brauchet Sie‘. Da wurde mir klar, er wollte den Wagen plombieren. Blei lateinisch plumbum – aha! Also Plombe! So mit Plomben an allen Türen konnte ich die Schweiz passieren, bis ich an die Grenze bei Chiasso kam. Ich fuhr nichts ahnend an dem langen Lastwagenstau vorbei, bis ich an eine Lücke vor einer Straßeneinmündung kam und mich hineinstellte. Ich ahnte nicht, dass die Lücke nur übrig geblieben war, weil ein Lastwagen mit Hänger die Einmündung blockiert hätte. Die Lastwagenfahrer kamen drohend auf mich zu, weil sie dachten, ich wolle mich vordrängen. Als sie einen Blick auf meine Papiere machten, stellten sie fest, dass ich auch einen anderen Grenzübergang wählen könne, hier werde gerade gestreikt. Darum drehte ich um und musste ein Stück zurück bis zur Abzweigung nach Varese. Auch hier dauerte es eine Weile, weil die Grenzer hier auch Dienst nach Vorschrift machten und sich Zeit ließen.

Am Nachmittag kam ich schließlich in Mailand an. Zur Übernachtung war ich angemeldet im Haus meiner Schulkameradin Welida Hinkel, deren Adresse ich seit unserm zwanzigjährigen Klassentreffen 1978 hatte. Sie hatte gesagt, ich könne in der Tiefgarage parken. Aber als ich mich der Einfahrt näherte, merkte ich, dass mein Lieferwagen viel zu hoch war. Darum musste ich mit meinem plombierten Wagen in der Straße parken und hoffte, dass er nicht aufgebrochen würde. Welida war verheiratet, hatte Kinder und kochte hervorragend. Am nächsten Morgen fuhr ich nach Cremona, wo ich den Wagen der ‚Comissione delle belle arti‘ vorstellen musste. Für den Bronzeguss hatte ich aus Unerfahrenheit einen Fehler gemacht. Weil ich die Gruppe auf gepflasterte Hügel stellen wollte, hatte ich unter die Figuren dem Pflaster entsprechend hohe Zylinder gebaut, die ich mir hätte sparen können. Die Pflasterhöhe hätte nämlich mit kräftigen Gewindestäben überbrückt werden können.

Krakau-Fahrten

In den siebziger Jahren waren die Mitglieder der Darmstädter Sezession in Kooperation mit den Düsseldorfer Künstlern eingeladen, sich an der großen Düsseldorfer Kunstaussstellung im Kunstpalast zu beteiligen. Beide Künstlergruppen erhielten durch Verbindungen zur Kunstakademie in Krakau die Gelegenheit, dort auszustellen. 1978 zeigte ich die soeben fertige „Liquidierung“, die ich in eigens angefertigte Transportkisten verpackt hatte. Barbara und ich machten uns per Zug auf den Weg, der nachts um 22:00 von Mainz nach Frankfurt begann, von wo ein Zug nach Krakau durchfuhr. Die Nacht an den Bahnhöfen in der DDR war dunkel, bis vor Görlitz der Morgen hell ins Abteil schien, begleitet von herrlichem Duft nach Ei und Schinken. Das Bahnpersonal hatte gewechselt und der Duft machte Appetit auf ein Frühstück. Die Fahrt dauerte noch den ganzen Tag, bis wir abends am Hotel Francuski ankamen. Das war ein altherwürdiger Bau, noch aus Habsburgischer Zeit mit roten Teppichen im ausgedehnten Treppenhaus, mit emaillierten Badewannen und Sanitäreinrichtungen in Goldmessing. Am nächsten Morgen und an den folgenden Tagen durchströmte der gleiche Duft, wie wir ihn schon aus dem Zug kannten, das ganze Haus. Beim Ei konnte man wählen zwischen Spiegel- oder Rührei oder Ei im Glas. Wollte man abends in einem Restaurant essen, fand man eine reich bestückte Speisekarte. Allein, ein Gericht mit Steak, Braten oder ausgesuchten Speisen konnte man nicht bestellen. Bedauere – es gibt Ei oder Geflügel.

Die abendliche Ausstellungseröffnung geriet nach den feierlichen Worten und den Freundschaftsbekundungen zu einem regelrechten Saufgelage. Die Offiziellen der Stadt schleppten eine Flasche Wodka nach der anderen herbei. An ein anderes Getränk kann ich mich nicht erinnern. Ich sehe noch den einen Düsseldorfer Bildhauerkollegen, der ohnehin zum Trunk neigte, mit glasigem Blick und blau-rotem Kopf. Natürlich hatten wir Zeit, die Stadt zu besichtigen. Alle kulturgeschichtlich wichtigen Bauten sind im Stadtkern versammelt. In der Marienkirche sieht man zum ersten Mal im Original den Marienaltar von Veit Stoß in seiner ganzen Fülle und Farbpracht und ist geradezu überwältigt von dem überströmenden Goldglanz. Sehr viel sachlicher sind da die Renaissance-Fassaden der langgestreckten Tuchhallen und der Wawel.

Bei der Rückfahrt hatten wir einen Aufenthalt von knapp vier Stunden in Zgorzelec, dem ehemaligen Görlitz-Mois am Ostufer der Neiße. Deshalb wollten

wir kurz meine Heimatstadt Lauban mit einem Taxi besuchen. Ich konnte mich erinnern, wie der Weg in die Stadt hinein und heraus führte, weil ich 1945 mit einem die Milchkannen aufs Dorf befördernden Pferdefuhrwerk mitgefahren war. Mit dem Taxi-Fahrer konnte ich mich nicht verständigen, dennoch gelang es mir, trotz der polnischen Wegweiser die Strecke zu finden. Ich wusste von meinen Schwestern, dass unserem Haus gegenüber eine Familie aus Moldawien wohnte, die in einem Sprachengemisch aufgewachsen war und ein paar Brocken Deutsch konnte. Unser Haus war in einem gepflegten Zustand. Leider war der Besitzer – ein Taxi-Unternehmer – nicht zu Hause, so dass wir nicht hinein konnten.

Die zweite Ausstellung in Krakau war 1987, zu der wir diesmal mit dem Ford fahren, was uns gegenüber der Fahrt mit dem Zug zu anderen Eindrücken führte. Wir hatten uns vorgenommen, in Geibsdorf im Kreis Lauban, dem Geburtsort meiner Eltern, Station zu machen. Nachdem wir morgens in Saulheim aufgebrochen waren, erlebten wir den ersten Aufenthalt an der DDR-Grenze bei Herleshausen. Man wurde von der Autobahn herunter geführt in weitläufige Hallen mit Sperren. An einer mussten wir anhalten und unsere Ausweise abgeben. Obwohl wir in der Mittagszeit die einzigen Passagiere waren, waren wir der Willkür der Grenzer ausgeliefert, indem sie unsere Ausweise über eine Stunde zurückhielten, ehe wir schließlich weiter fahren durften. Erst gegen Abend kamen wir nach Görlitz, auf das ich einigermaßen gespannt war, weil ich es seit 1945 nicht mehr gesehen hatte. Aber die Straße zur Grenzabfertigung nach Polen führte durch Außenbezirke mit Bebauung aus der Gründerzeit, jedoch staubig grau und herunter gekommen.

Vor der Neißebrücke mussten wir uns hinten an eine lange Schlange anstellen. Als wir schließlich weiterfahren durften, war es dunkel, und ich konnte nur dem Gefühl nach den Weg aus Zgorzelec herausfinden. Es muss wohl einen Wegweiser nach Lauban gegeben haben. Aber die Straße war unbeleuchtet. Unterwegs an einem Haus, das nach einer Gaststätte aussah, stand ein polnisches Wort, aus dem ich etwas wie ‚Kretscham‘ herauslesen konnte. Die Straße, die hier abzweigte, musste nach Geibsdorf führen, denn Vorfahren von mir hatten hier das Amt des Gerichtskretschams innegehabt. So kamen wir spät im Dorf meiner Eltern an. Ich suchte einen Platz, an dem ich die Nacht über parken konnte, ohne zu stören und stellte den Wagen auf ein Stück Wiese am

Dorfrand. Im großen Ford Granada Kombi hatten wir Decken und einen Kanister Wasser, um die Nacht dort zu verbringen.

Früh am nächsten Morgen weckte uns die Sonne, und nach einer Katzenwäsche fuhren wir einmal durch das langgestreckte Straßendorf, um die Herkunftshäuser meiner Eltern zu entdecken. Aber das war nicht einfach. Das Gehöft meines Onkels Artur, das auf einer Zufahrt oberhalb der Dorfstraße lag, bestand nach dem Brand der Scheune – von unten gesehen – nur noch aus dem Wohnhaus, dessen Giebel zu sehen war. Dagegen war es schwierig, das Haus meiner Großmutter väterlicherseits zu entdecken, obwohl es direkt an der Straße liegen musste. Die Position war eindeutig. Gegenüber lag ein Wiesengelände, wo sich früher das Schwimmbad befunden haben musste, und direkt vor dem Haus kam der Saumpfad an, auf dem mein Vater mich mit dem Fahrrad transportiert hatte. Nur das Haus war nicht identisch mit meiner Erinnerung. Es fehlte die Haustür mitten in der Fassade, durch die immer die Kunden der kleinen Sparkassenfiliale unter dem Geläut einer kleinen Bimmel eingetreten waren. Schließlich entdeckte ich beim ganz genauen Hinschauen feine Putzrisse, die sich um die zugemauerte Tür gebildet hatten.

Damit hatte ich genug gesehen und meine Erinnerung durch die Gegenwart korrigiert. Nun wollte ich aber noch einen Eindruck von Lauban bekommen und wir fuhren direkt ins Stadtzentrum und waren schon um 8:00 Uhr da. Dort, wo die ev. Kirche gestanden hatte, war jetzt eine Rasenfläche. Der altbekannte runde ‚Brüderturm‘ – auch Hussitenturm – genannt, stand noch. Von ihm aus ging es durch eine enge Gasse unter einem Gewölbe hindurch unter dem Renaissance-Rathaus auf den Marktplatz, dessen eine Hälfte man wieder aufgebaut und restauriert hatte. Dagegen standen gegenüber sehr untypisch schnell hingeseetzte Wohnblöcke. Der Marktplatz war wie vielfach auch in böhmischen Gegenden als Ring ausgebaut. Die Architektur des Kerns war abgetragen bis auf die Grundmauern und wartete offenbar auf eine Rekonstruktion. Die Weiterfahrt nach Krakau – damals noch ohne Autobahn oder Schnellstraßen – dauerte noch bis zum Abend, als wir wieder das Francuski bezogen. Die Eröffnung der Ausstellung war diesmal nicht aufwendig, und ich erinnere mich nicht einmal, was ich ausgestellt hatte.

In Rzeszów wurden wir freundschaftlich empfangen und im ‚Wartburg‘ herumgefahren, um die Gegend kennenzulernen, denn uns hatte die Familie

Mateusz in Rzeszów eingeladen, die während unseres Romaufenthalts unser Haus bewohnt hatte. Vor allem besichtigten wir das Schloss Łańcut der Familie Potozki in der Nähe von Rzeszów, das mit seinem ausgedehnten Park offenbar eines der imposantesten Schlösser Polens und als Schlossmuseum ausgewiesen ist. Also fuhren wir von Krakau diesmal noch ein Stück weiter nach Osten. Es war Sonntag, als wir das Schloss besuchten, und was offenbar typisch ist für das katholische Polen, dass die Kirchen in den sauberen gepflegten Dörfern übervoll waren von Besuchern der Messe, die im Innern keinen Platz mehr gefunden hatten und davor standen. Als wir dort waren, haben gerade die Gärtner die Zitronen- Bäume aus der Orangerie ins Freie gebracht.

Am Tag unserer Rückreise starteten wir früh am Morgen an einem grauen Arbeitstag, wie wir an den vollen Straßen bemerkten. Autobahnen gab es noch keine. Nicht nur, dass unser Weg durch viele Ortschaften mit Geschwindigkeitsbegrenzungen führte, sondern viele langsame Fahrzeuge behinderten zusätzlich ein schnelles Vorankommen. Besonders auf einer Strecke in der Nähe von Oppeln waren es ganze Kolonnen langsam fahrender Traktoren, die Anhänger voll Erde von einem Ort zu einem anderen fuhren und immer wieder von Neuem die Straße blockierten. Schließlich kamen wir über Liegnitz und Bunzlau spät abends nach Görlitz. Nach durchfahrener Nacht landeten wir am nächsten Morgen nach 25 Stunden zu Hause.